



Naturgeschichte Zwischen Kettensäge und Kojote: David G. Haskell beobachtet das Leben im Wald Erkundung des grünen Planeten

David G. Haskell: Das verborgene Leben des Waldes. Ein Jahr Naturbeobachtung. Aus dem Englischen von Christine Ammann. Antje Kunstmann Verlag, München 2015. 325 Seiten, Fr. 31.90.

Von Anja Hirsch

Im Kleinen das Universelle entdecken – das hat sich der Biologe David Haskell vorgenommen: Für sein neues Buch über «Das verborgene Leben des Waldes» braucht er nicht mehr als eine Lupe, einen Notizblock und einen Quadratmeter Waldboden. So winzig ist das Objekt seiner Naturbeobachtungen. Ein Jahr lang besuchte er das kreisförmige Stück Wald in Tennessee, wo er zu Hause ist und an der Universität lehrt. Es gleicht einem «Mandala», wie es Mönche gerne aus feinem, buntem Sand rieseln, um ihren Geist zu vertiefen. Auf Sanskrit heisst Mandala «Gemeinschaft», und tatsächlich ist der Betrachter nie allein. Ein Salamander läuft vorbei, ein «Gestaltwandler», der lungenlos über die Haut atmen kann und das Feuchte liebt: «eine wahre Wolke».

Was die Farne so treiben

David Haskell vertieft sich in Flechten, die durch die Kunst des Loslassens überleben wie langjährige Ehepaare. Oder er studiert auf seinem Stein sitzend mit grosser Demut das Moos: «In den Winkeln zwischen Stämmchen und Blättchen haben sich silberne schimmernde Seen gefangen, deren Wölbung von der Oberflächenspannung zusammengewunden wird: Die Wassertropfen fliesen nicht, sie kleben und klettern. Scheinbar kann das Moos die Schwerkraft überwinden und flüssige Schlangen beschwören.» Arten will er nicht benennen – er müsste dazu Proben ins Labor tragen. Zu viel der Eingriffe in den wunderbaren Kosmos Wald.

Es gibt für diese anschaulich-poetische Art von Naturprosa mindestens

Auf seinen Streifzügen durch die Wälder begegnet der Biologe David G. Haskell auch den ganz kleinen Geschöpfen der Natur, etwa dem Braunen Schnellkäfer.

einen grossen Vorläufer: Jean-Henri Fabre (1823-1915), den Insektenforscher, dessen Erinnerungen Matthes & Seitz in einer zehnbändigen Werkausgabe stemmt und der Buchfunk Verlag zu wunderbaren Hörspielen verarbeitet. Wie der Mistkäfer eine Kugel rollt, wird bei Fabre zum Drama. Ähnlich spannend liest sich auch das Buch von David Haskell, der diese Tradition des Erzählens fortsetzt. Er hat zunächst detektivische Pflichten: «sich ruhig verhalten, Störungen vermeiden, keine Lebewesen töten oder wegnehmen, nicht graben und nicht über das Mandala kriechen. Eine behutsame Berührung ab und an muss reichen.» Wie ein Spurensucher am Tatort.

Um vollständige Systematik geht es ihm nicht. Aus dieser Vorschrift entfalten die Kapitel über Leberblümchen, Schnecken, Frühblüher ihren Reiz. Nur manchmal dreht der Fabulierer ein paar poetische Schleifen zu viel. Dann wirkt sein von Christine Ammann sehr liebevoll übersetztes Buch wie eine Kinderfibel, etwa wenn es heisst: «Die Frühblüher entzünden auch das Lebensfeuer über der Erde. Dunkle Bienlein fliegen von Blüte zu Blüte und lehnen dabei alles ausser Tellerkraut ab. Dort neigen sie das Köpfchen, stillen ihren Durst nach starkem Zuckerwasser, das bei uns Nektar heisst, und schwirren dann mit dürren Beinen durch die rosafarbenen, pollentragenden Staubbeutel der Blüte.» Ei ei. Da tanzt der Dichter mit dem Biologen ringelrein, und man fühlt sich ganz klein. Aber warum sollte aus diesem Buch nicht tatsächlich Kindern vorgelesen werden?

David Haskell berührt eben viele Facetten seiner Welt und weiss, dass der Wald das Gemüt beeinflusst. Er kennt sogar ein Wort, das die Japaner dafür haben: shinrin-yoku, in Waldluft baden. Haskell hat nicht nur gebadet, sondern vom Wald sicherlich getrunken, was ihn immer mal wieder eins werden lässt mit der Molekulargemeinschaft. Ist sie doch

auch Teil der Medizin. Sein weit verzweigtes Wissen und viele Gespräche mit Kollegen verhelfen dem Autor zum Glück oft genug über die reine Beschreibungsprosa hinaus. Und so ist «Das verborgene Leben des Waldes» zu einem reichhaltigen Naturkompendium angewachsen, das sich wie eine gut gebildete und mit vielen Informationen unterfütterte Reportage liest.

Vom Geschlechtsleben der Farne erfährt man Rätselhaftes; vieles auch über das gefährdete Ökosystem oder das Wüten von Kettensägen. Und wer schon immer wissen wollte, wie Geier ihre Kadaver finden – all zu starker Verwesungsgeruch schreckt sie eher ab –, der wird mit David Haskell seinen Blick himmelwärts richten, geradewegs durch die Baumkronen, deren angeknabberte Blätter im Zentrum des vorigen Kapitels standen. Von Raupen und Vögeln erzählt er ebenso leicht wie vom «frischen Hauch des Todes», den die Geier erstaunlich gut vom stinkenden Schwall verfallender Gerippe zu unterscheiden wissen.

Nackt in eisiger Kälte

Und das ist schliesslich auch das Einzige dieses Naturbeobachters und seines Lobs auf das Leben im Wald: Er lässt uns an nichts weniger teilhaben als an einer Kontemplationserfahrung. Dazu setzt er sich auch mal nackt bei zwanzig Grad unter Null der Kälte aus. Er will nachempfinden, wie das so ist für Tiere im Wald. Die haben freilich andere Beheizungsmöglichkeiten, weshalb er das Experiment auch schnell wieder abbricht. Umso mehr hat er Hochachtung vor den Meisen, die sich durch Zittern gegen die Kälte verteidigen. Und so gleicht seine Miniaturführung über Stock und Steinchen immer mehr einem modernen «Hohelied» auf die Schönheit des Waldes. Mindestens die Hälfte seines Buchhonorars will der Autor übrigens für Projekte zum Schutz dieser empfindlichen Zone spenden. Man wird durch die Lektüre reich beschenkt. ●



Musik Ian Bostridge spürt den Klängen von Schuberts «Winterreise» nach

Der Sänger, der sich vor dem Gutenachtlied fürchtet

Ian Bostridge: Schuberts Winterreise. C.H. Beck, München 2015. 403 Seiten, Fr. 39.90.

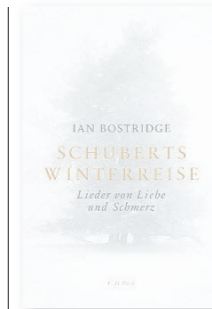
Von Corinne Holtz

Noch ein Werk über Schuberts «Winterreise» – braucht es das? Musikwissenschaftler, Psychoanalytiker, Romanautoren und auch ein hochkarätig besetzter Kinofilm mit Josef Bierbichler und Hanna Schygulla haben sich Schuberts rätselhaftesten Liederzyklus schon angenommen. Jetzt tritt ein Sänger an, der promovierter Historiker ist, an der Universität Oxford eine Professur für Musik innehat und für renommierte Blätter wie «The Times Literary Supplement» und «The Guardian» schreibt: der Tenor Ian Bostridge.

Er ist einer der bedeutendsten Liedsänger der Gegenwart, nicht allein wegen seiner Ausnahmestimme und der unerreichten Sprachmächtigkeit auch des Deutschen. Vielmehr unterläuft er erfolgreich die Normen einer bis heute bewunderten Gesangs-Ästhetik. Zwar ist Bostridge durch die Autorität ebendieser Richtung zu Schubert gekommen. Sein Erweckungserlebnis verdankt er dem Bariton Dietrich Fischer-Dieskau und einer seiner Aufnahmen von Schuberts «Erlkönig», «abgespielt in der ersten Deutschstunde». Dieskau war gefürchtet für seine Sprachbesessenheit und stand dafür ein, der Sprache Klang zuzuführen, anstatt Sprache in Klang zu giessen – ein Vorgehen, das sich in denkbar grösster Distanz zur Tonbildung italienischer Prägung befand. Bostridge hingegen gelingt

es, die Textbezogenheit mit den Belcanto-Qualitäten des historisch informierten Sängers zu vereinen.

Nun legt der Tenor ein Buch vor, in dem er jedem der 24 Lieder ein eigenes Kapitel widmet und dies ausdrücklich aus der Perspektive des Sängers tut, der «Musik nie an einer Universität oder Musikhochschule studiert» hat. Er rückt dem Liederzyklus phänomenologisch zu Leibe und geht «eher den subjektiven und kulturell aufgeladenen Entwicklungslinien von Zuhörern und Künstlern» nach, als «Modulationen, Kadenz und Oktaven zu katalogisieren». In diesem Bekenntnis steckt auch ein gerüttelt Mass an Kritik an der überwiegend



Einer der bedeutendsten Liedsänger der Gegenwart: Der britische Tenor Ian Bostridge an einem Konzert in New York (2006).

selbstreferentiellen Rhetorik der Musikwissenschaft. Bostridges Zugang ist ein Glück für die interessierte Leserschaft.

Er kann erklären, was er tut und worauf die jeweiligen musikalischen Entscheidungen beruhen. Er spricht von sich ohne Eitelkeit und stellt der mythologisierenden Schubert-Rezeption seine Erfahrungen aus 30 Jahren entgegen. Nichts fürchtete er mehr als die Eröffnung mit dem Lied «Gute Nacht» und war stets erleichtert, wenn ein Ende der schleppenden Achtelnoten absehbar und mit dem Wechsel von Moll zu Dur im letzten Vers der entfremdeteste Moment erreicht war. Die Tempobezeichnung «mässig, in gehender Bewegung» versteht er als Signal für das ganze Werk: Hier geht es auf eine Reise ohne Fortkommen.

Das Wegbewegen bleibt ein frommer Wunsch, den Schubert 24-fach ausleuchtet, um am Ende die «Musik eines andern durch die schneidende kalte Luft schwirren» zu lassen. «Der Leiermann» erregt in seiner Dürrigkeit Mitleid und Widerwillen gleichermaßen. «Kein Fleisch, nur blanke Knochen» kennzeichnen das Lied und seinen Protagonisten. Bostridge zieht eine nachvollziehbare Parallele zu Bob Dylans «Mr. Tambourine Man» und lässt sich in seiner Interpretation vom kulturellen Eklektizismus der 60er Jahre leiten. «Krächzend und kehlig nach Massstäben des Belcanto», aber «kein albernes Einsprengsel des Pop-Gesangs» in der Klassik, wie er betont.

Ein Buch klar wie Quellwasser, mit eben jener Präzision und Liebe verfasst, von der auch die Interpretationen des Sängers zeugen. ●

Universum Ein Autorentrio bietet eine Führung durchs All und lässt uns das irdische Leben schätzen

Reisewarnung für Weltraumbummler

Science Busters (Heinz Oberhammer, Martin Puntingam, Werner Gruber): Das Universum ist eine Scheissgegend. Hanser, München 2015. 328 Seiten, Fr. 28.90, E-Book 22.90.

Von Thomas Köster

Wenn alles gut geht, ist in acht Millionen Jahren Weltuntergang. Dann bläht sich die Sonne zu einem roten Riesen auf und unser Globus ist Geschichte. Den Termin sollte man sich also vormerken. Bleibt nur noch eine Frage: Wird die Sonne eigentlich auch schwerer, wenn sie grösser wird?

«Das Universum ist eine Scheissgegend» gibt eine simple Antwort: «Warum sollte sie?» Was bei gleicher Masse grösser wird, verliert ja nur an



Dichte. Wie das Echsenmonster Gormuu, das der Superwissenschaftler Richard Reeds von den «Fantastic Four» 1984 im Comic mit Energiestrahlen beschoss. Dabei schwoll der schuppige Zweitonner zwar bis auf Erdengrösse an, hielt aber sein Gewicht – bis er sich in alle Himmelsrichtungen des Kosmos atomisierte. «Ganz so schlimm», beruhigt das Buch, «kommt es für unsere Sonne nicht.»

Im Grunde machen es die Science Busters so wie Reeds mit Gormuu, bloss ohne finales Platzen: Sie verringern wissenschaftliche Dichte durch die unbändige Energie ihrer voluminösen Fabulierkunst. So entsteht eine Art historischer Roman über unseren Kosmos: viele wahre Kerne, ummantelt von noch mehr Erzählung.

Der wahrste Kern steckt bei diesem Buch schon im Titel. Bis in den letzten

Winkel des Alls reisen die drei Autoren. Und stossen überall auf gähnende Leere, lähmende Kälte und übermenschliche Gefahr. Kaum ein Ort, wo es sich lohnen würde, ein Hotelzimmer zu buchen, um mal auszuspannen – obwohl allein in der Milchstrasse mindestens zehn Milliarden bewohnbare Planeten locken und die 4,3 Lichtjahre dauernde Butterfahrt zu Alpha Centauri wegen den möglichen drei Sonnenuntergängen vielleicht doch noch ganz romantisch wäre.

Reisen durchs All macht laut dem Autorentrio, das aus zwei Physikern und einem Kabarettisten besteht, keinen Spass. Dieses Buch dafür umso mehr. Wenn also schon mit der Sonne untergehen, dann wenigstens mit einem Lächeln auf den Lippen, wie es diese Lektüre hinterlässt. ●